

IV. Aufenthaltsrechtliche Illegalität erzählen

1. Nara: Es gibt Geheimnisse, die du auch vor dir selbst geheim halten musst

Nara wird in ein paar Tagen 30 Jahre alt und hat die Hälfte ihres Lebens in Deutschland verbracht. Das klingt nach Beständigkeit. Sie kam mit 15 Jahren aus der Mongolei nach Deutschland und hat 15 Jahre lang ein ganz ›normales‹ Leben geführt. Das stimmt natürlich nicht, aber sie hat ein augenscheinlich den gesellschaftlichen Normalitätserwartungen mehr oder weniger entsprechendes Leben geführt: Sie ist zur Schule gegangen, sie hat eine Ausbildung begonnen, sie hatte eine Krise, hat die Ausbildung abgebrochen, hat sich neu orientiert, eine neue Ausbildung begonnen. Sie hat einen Sohn bekommen und ist alleinerziehende Mutter. In ein paar Tagen wird sie 30.

Eine einfache Wohnung, kahle Wände. Während wir sprechen, macht sie ihrem Sohn eine Tiefkühlpizza. Die Erzählung von früher trägt sie in knappen Worten vor, meidet das Emotionale, hängt sich an Geschichten über andere auf. Es geht wenig um sie. Und doch ist da eine Nervosität, die ihre Arme erfasst und plötzlich flatterhaft erscheinen lässt. Nur kurz, dann lacht sie wieder. 15 Jahre, sagt sie. 15 Jahre habe es gedauert, bis sie endlich einen Aufenthalt bekommen habe. Es gibt Geheimnisse. (Auszug aus dem Stimmungsprotokoll, Gespräch I)

Als ich Nara vier Jahre später erneut kontaktiere, wirkt sie erfreut und willigt sofort ein, dass wir uns noch einmal treffen. Im Folgenden geht es insbesondere um die Analyse unseres ersten Gesprächs. In Kapitel IV. 1.4 werde ich ergänzend unseren Dialog aus dem zweiten Gespräch heranziehen, um die hier aufgedeckten Missverständnisse aufzuarbeiten.

1.1. Das verlorene Kind

Nara kam als Minderjährige zunächst in ein Kinderheim in Frankfurt, besuchte die Schule und begann eine Ausbildung. Während ihrer Ausbildung ging es ihr psychisch jedoch zunehmend schlechter. Sie brach alles ab, verließ die Stadt und ist »nach Köln ab-

gehauen«¹. In dieser Zeit verlor sie ihren Aufenthaltsstatus und war die folgenden vier Jahre illegalisiert. Die Erzählung über den Verlust ihres Aufenthaltsstatus ist bruchstückhaft erzählt, nicht chronologisch geordnet und lässt sich als ein verbales Vortasten und Wieder-Zurückweichen beschreiben. Sie benötigt mehr als einen Anlauf, all das in Worte zu fassen, sie verhaspelt sich und springt in ihrer Erzählung. Dabei setzt sie immer wieder neu an: »Und weil ich ...«

»[A]ber ich war nicht mehr die Mädchen, die die Ausbildung angefangen hat, bis dahin haben mich alle nur Pippi Langstrumpf genannt so, weil ich bin sehr aktiv gewesen, ich hab immer sehr viele Freunde gehabt und so und zum Beispiel ich hab auch viel fotografiert, [...] und durch dieses Projekt hatte ich mehrere Ausstellungen und in der Schule war ich die Beste, ich war immer beliebt bei Freunden usw.«

Doch sie beschreibt auch einen Druck, der sich von Monat zu Monat verschärft und schließlich in einer

»riesen, eine[r] riesengroße[n], riesen psychische[n] Belastung« mündete: »Ich hab einfach im Leben nicht mehr den Grund gesehen [...], ich hab den Sinn nicht mehr gesehen.«

Das führte dazu, dass sie alles stehen ließ »und dann bin ich einfach nach Köln abgehauen. So!«. Das »So!« markiert eine Entschlossenheit in ihrer Erzählung, wie einen Anker, den sie auswirft, der ihrer sprunghaften Erzählung entgegentritt, sie festigen soll. Vielleicht ist es der Versuch, einen Punkt – nein, ein Ausrufezeichen! – zu setzen, um das davor Gesagte abzuschließen. Aber sie fährt fort: »Und dann habe ich mich, keine Ahnung, weil ich, ich weiß nicht, ich hab [...]«, und sie muss doch noch einmal zurückkehren zu dem, was davor geschah, vor Köln – nach Erklärungen suchend. »Und weil ich ...«

Sie erzählt mir von einer enormen Arbeitsbelastung während ihrer Ausbildung in Frankfurt und dass sie sich mit ausgrenzenden Zuschreibungen konfrontiert sah, sie habe sich ständig als »Ausländerin« gefühlt. Einzig ihr Chef habe ihre Arbeit geschätzt und anerkannt, denn sie war sehr fleißig: »Er hat gesehen, was ich gearbeitet habe! Was ich mir für Mühe gegeben habe!«.

Nach sechs Monaten musste der Chef jedoch den Betrieb verlassen und diese Anerkennung brach für sie weg. »Und weil ich ...«

Zudem fiel genau in diese Zeit der Auszug aus dem Jugendheim, in dem sie die letzten fünf Jahre gelebt hatte. All das habe sich *summiert* »und irgendwann hat es eine Explosion gegeben, ne, ...«.

Eine abgebrochene Ausbildung, ein neues Heim und zwischen ihren schnell aufeinanderfolgenden Sätzen, die sich manchmal gegenseitig ins Wort zu fallen scheinen, kommt noch etwas anderes zum Vorschein.

»Und weil ich das Kind so wollte und ich wollte das Kind und deswegen ... das war einfach schrecklich und ich wollte das einfach verdrängen und ich hab gesagt, niemand soll darüber ansprechen und ich mich einfach auch wegen der schlechten Arbeit, ich hab dann einfach, das Kind war weg und dann die Arbeit, und das schreckliche Leben auch noch [...].«

1 Eine Korrektur der Sprache im Sinne grammatikalischer Angleichung habe ich nicht vorgenommen, sondern den Originalduktus beibehalten.

Beinahe eingezwängt zwischen ihren Erläuterungen über die Ausbildung und die harte Arbeit taucht es immer wieder auf, das Kind, sodass ich mir im Moment ihrer Erzählung gar nicht sicher bin, ob ich sie richtig verstehe. Tatsächlich kann ich es erst beim Lesen des Transkripts deutlicher erkennen.

»[D]ann hab ich gewusst, dass ich schwanger bin, und dann hab ich ähm ..., dann hab ich nur noch ein paar Monate warten wollen und dann wollte ich Beschäftigungsverbot machen, ne, aber dann hab ich im dritten Monat eine Fehlgeburt gehabt und ja und aber damals hab ich auch so viel, ... zwölf Stunden gearbeitet [...].«

Das Kind ist wie ein schweigender Mitläufer. Das Kind wird kaum hörbar, kaum greifbar. Es hat keinen Raum, soll ihn nicht bekommen und wird beinahe verschluckt von sich überlagernden Erzählsträngen. Jedoch liegt genau hier wohl der entscheidende Auslöser: »[U]nd bevor ich das Kind bekommen habe, war es okay gewesen, aber ich war nicht mehr die Mädchen, die die Ausbildung angefangen hat«. »Und bevor ich das Kind bekommen habe – sie sagt nicht, »bevor ich schwanger wurde«. Natürlich kann es eine sprachliche Ungenauigkeit sein, ein Versehen, aber die Redewendung deutet darauf hin, dass es mehr als eine Schwangerschaft war, die frühzeitig abbrach, sondern ein Kind, was kurzzeitig in ihr Leben trat und ihr dann wieder genommen wurde.

Nara: »[...] und irgendwann hat es eine Explosion gegeben, ne, ...«

Ich: »Klar, ja ...«

Nara: »... und dann hab ich alles stehen gelassen ... Ach so, wegen der Frage, [...]«.«

Am Ende steht die Explosion. Sie pausiert, bekräftigt ihren zuvor ausgeworfenen Anker (So!) und kehrt nicht noch einmal in die Erzählschleife zurück. Sie rekurriert auf eine Frage, die es ihr ermöglicht, wieder in anderer Rolle aufzutreten, die sie wieder wegführt von ihren persönlichen Erlebnissen, wegführt von all den Umständen, die dazu führten, dass sie »in die Illegalität so rein gerutscht« ist.

Neben dem Bild des Rutschens, welches die Assoziation der Unmöglichkeit der Umkehr und des Ausgeliefertseins bekräftigt, gibt es noch eine ergänzende oder vielleicht im Widerstreit stehende Erzählung. So formuliert sie am Anfang unseres Gesprächs: »[W]enn ich mich in Köln beim Anmeldeamt gemeldet hätte, dass ich in Köln wohne, ne, und so weiter, dann wäre bestimmt, das, was ich hatte, wäre bestimmt weiter verlängert also, aber, das hab ich nicht gemacht«. Dadurch zeigt sie einerseits auf, dass die Illegalisierung ihres Aufenthaltes nicht unausweichlich gewesen wäre, andererseits gibt es ihr Handlungsmacht, die sie in der Metapher des Hineinrutschens einbüßt: »[I]ch bin illegal geworden, selber auch, weil ich bin einfach untergetaucht. Ich wollte mit niemandem Kontakt haben [...]«. Das mehrfache Sich-in-Bezug-Setzen (»Ich bin ... geworden, selber auch, ich wollte«) bekräftigt ihre Handlungsfähigkeit. Vielleicht scheint hier ihr Wunsch auf, nicht leichtfertig in die Rolle der Machtlosigkeit gedrängt und damit des Ausgeliefertseins bezichtigt zu werden. Zwar legitimiert sie das, wie sie es nennt, »Schleifen-Lassen« ihrer Papiere mit ihren psychischen Problemen, jedoch bekräftigt sie:

»[S]o, aber ich weiß, dass es real war, diese Krankheit, diese psychische Probleme, aber weil ich das ... vielleicht können andere eine bessere Lösung finden, das weiß ich nicht, aber was ich weiß, es hat mir geholfen damals und nach einem Jahr hatte ich die Genesung, das weiß ich

selber, nach einem Jahr hatte ich die Genesung gehabt und ich bin mir 100 % sicher, weil ich wollte dann wieder was Besseres. Ich wollte wieder legal werden, ich wollte wieder am Leben normal teilnehmen. Das zeigt auch, dass ich, ja, wirklich genesen habe. [lacht]«

Die Verzahnung der psychischen Probleme mit dem Eingestehen, dass es eine ›bessere‹ Lösung hätte geben können, aber dass ›es‹ ihr geholfen habe, offenbart ein komplexes Ineinandergreifen ihrer persönlichen Lebenssituation, ihres Selbstverständnisses und ihrer Aushandlung mir gegenüber im Prozess der Interviewführung. Zwar wurde die psychische Belastung damals so übermächtig, dass sie nicht mehr anders konnte, als alles stehen zu lassen und in Köln unterzutauchen – denn diese Krankheit war ›real‹ – und hat sie der Option, ihre Ausbildung zu beenden, beraubt. Gleichzeitig kann das ›Abhauen‹ aber auch als ein eigenmächtiger Akt, ein notwendiger Bruch gelesen werden, der damit einherging, alles Bürokratische und Rechtliche zu verdrängen. Genau diese Loslösung aus sämtlichen Verpflichtungen und das Herauswinden aus einer unerträglichen Situation ermöglichten ihr schlussendlich die ›Genesung‹, die es ihr wiederum erlauben sollte, legal zu werden, in dem Moment, in dem sie es wieder wollte. An anderer Stelle wird sie noch deutlicher: *»Aber ich weiß, dass diese psychische Krankheit real war, und von einer Seite war das alles ganz schlimm, aber von der anderen Seite, die Illegalität hat mir geholfen, diese psychische Probleme zu lösen«*. Hier wird die Illegalisierung positiv gewendet – ein notwendiger Schritt, um gesund zu werden, eine unerlässliche Erfahrung für sie?

»[U]nd so bin ich in die Illegalität so rein gerutscht, ne, ich hab mich auch nicht drum gekümmert« – beide Erzählungen gehen Hand in Hand und können als Versuch gelesen werden, im Moment des Kontrollverlustes die eigene Stärke und Handlungsfähigkeit immer wieder vor Augen zu führen. Nara beschreibt einen Bruch in ihrem Leben, unterteilt in ein ›Davor‹, als Klassenbeste, als aktives und beliebtes Mädchen, und ein ›Danach‹, welches in vielen Punkten vage, wenig greifbar bleibt. Der Umbruch zwischen dem ›Davor‹ und ›Danach‹ ist von einem doppelten Verlust gezeichnet, denn ihre Erzählungen sind verwoben mit einem ungeborenen Kind und damit einhergehend mit dem Verlust eines weiteren Kindes – des Mädchens Pippi Langstrumpf von damals.

1.2. Über Zeit, Geheimnisse und Macht

Nara ist gerade 20 Jahre alt, als sie Frankfurt abrupt verlässt. Infolgedessen verliert sie ihren Aufenthaltsstatus und lebt die folgenden Jahre ohne legalen Aufenthaltstitel in Köln:

»Ähm, ... ungefähr drei oder vier Jahre, [...] ja, und davor war ich bestimmt dreieinhalb, vier Jahre, weil ich war ja ein Jahr in Köln, das zweite Jahr auch so ... und ja dann wirklich so vier Jahre fast war ich illegal.«

Die hier angedeutete Erzählstruktur über die Jahre in Köln kommt immer wieder zu Anwendung.

»Im ersten Jahr, ich wollte mit allem nichts zu tun haben, [...] im zweiten Jahr habe ich versucht, so wieder mein Leben in den Griff, in Köln auch in den Griff zu bekommen, so und das war viel, das war sehr schwer ja [...] im dritten Jahr hab ich dann [...]«

»Mh, ... im ersten Jahr hab ich alles verdrängt, weil so für mich war das, [...] und weil ich diese psychischen Probleme hatte, hab ich wirklich erstmal so ein Jahr alles runter gedrängt.«
 »[I]m ersten Jahr, hab ich das ja, ... manche Tage hab ich mit Alkohol, aber[...].«

Gleichzeitig bleibt das, was tatsächlich im ersten, im zweiten, im dritten Jahr passierte, verschwommen, aber die Erzählordnung verleiht ihren Schilderungen eine Struktur, geben ihr ein vermeintliches Gerüst, auch wenn das Gebäude größtenteils leer steht. Vielleicht spiegelt sich darin auch ihr Versuch, ihren Erinnerungen eine Gestalt zu geben, nach einer Selbsterklärung strebend: Was habe ich eigentlich gemacht in diesen Jahren? Vielleicht ist es aber auch ein Versuch, ihre Erfahrung so zu strukturieren, um sie als ein zeitlich abgegrenztes und damit überwundenes Erlebnis erzählbar zu machen.

Ein zentraler Aspekt, der in ihren Erzählungen immer wieder Erwähnung findet, ist das Alleinsein mit dem Wissen um die Illegalisierung: »[D]er schlimmste Druck war, ähm, dass, ja, dass niemand wusste, dass ich illegal war«. Die Geheimhaltung beschreibt sie als absolute Notwendigkeit, um sich selbst zu schützen.

»[M]an ist illegal und weiß nicht, wohin, und dann darf man auch nicht sagen, dass man illegal ist, und das passt eigentlich zueinander, aber das muss sein, man muss sich schützen, dass man nichts sagt, [...].«

»Ich würde, also wenn jemand illegal ist, wenn mich jemand fragen würde, würde ich jedem sagen, und ich sag das auch normal im Leben: Es gibt Geheimnisse, die man auch vor sich selber geheim halten muss!«

Damit deutet sie einen weiteren Aspekt an, der über die Geheimhaltung vor anderen hinausgeht: die Geheimhaltung vor sich selbst, der Versuch, sich hinters Licht zu führen, da es sonst schwer ertragbar wird – ein Leben ohne Daseinsberechtigung. Doch ein Geheimnis kann keines sein, wenn niemand weiß, dass es ein Geheimnis gibt. So entbehrt es auch nicht der Logik, dass sie gleichzeitig den Wunsch und die Notwendigkeit formuliert, darüber zu sprechen, sich anzuvertrauen, ein Geheimnis zu teilen:

»[J]emand muss wissen, dass ich auf der Welt bin, und wenn jemand mich ... niemand weiß, dass ich da war! Okay, alle wissen, sie hat Nara geheißt, ein Mädchen aus der Mongolei, aber mein Gott, die Polizei und andere Leute, sie wissen nicht! Und sie können nicht Leute suchen, von denen sie nicht wissen. [...] Und deswegen, ne, hab ich ein paar Freunden gesagt, dass ich illegal bin, aber nicht viel, und die Freunde, mit denen ich mich auch sehr, sehr gut vertrage.«

Hier greifen mehrere Deutungsebenen ineinander. In ihren Sätzen spiegelt sich das Bedürfnis nach Schutz: dem Schutz vor anderen, der es ihr verbietet, darüber zu sprechen, um nicht verraten werden zu können, und dem Schutz vor sich, der es von ihr verlangt, ein Geheimnis auch vor sich selbst zu bewahren, um fähig zu sein, sich nichts anmerken zu lassen: »[W]enn jemand illegal ist, sehr wichtig, glaub ich, einfach so zu tun, als ob man eine Papier hat, ja?«. Aber auch das Bedürfnis nach einem Beschützt-Werden von wenigen anderen, die wissen, dass man existiert, dass man da ist. »Und wenn jemand mich ...« – all das, was unausgesprochen in einer kurzen Atempause Gestalt annimmt, all das, was höchstens angedeutet, aber nicht ausgesprochen wird, bevor sie den Satz beendet mit »... niemand weiß, dass ich da war!«, deutet schweigend auf das, was in einem Raum

passieren kann, der durch die Abwesenheit von Rechten, von Schutz gekennzeichnet ist.

»Es gibt Geheimnisse, die man auch vor sich selber geheim halten muss! So sag ich immer. Und deswegen, manche Leute, weißt du, die nutzen das aus, wenn man hört, hier ist jemand illegal, hier ist eine illegale Frau, [...]«

Der Raum der Entrechtung, in dem sich Menschen ohne legalen Aufenthaltsstatus bewegen, ist von einem enormen Machtgefälle durchzogen, welches jederzeit missbraucht werden kann. Sei es bei der Arbeitsvermittlung oder bei der Wohnungssuche. Die sonst einklagbaren Rechte auf faire Entlohnung, auf einen Mietvertrag können nicht geltend gemacht werden.

»[O]der die Männer, wenn sie wissen, wenn man illegal ist, dann, die ... die sexuelle Nötigung ist viel mehr als nur normal oder wenn jemand da ist und wenn sie wissen, dass ich illegal bin, dann wenn sie sagen, wir wollen Sex und wenn ich sag, nein, dann du kannst dir das nicht erlauben, das zu sagen!«

Es ist auch ein gewaltsamer Raum, den Nara andeutet, ohne ihn genau explizieren zu wollen, denn auf meine betroffene Reaktion fährt sie zügig fort: *»Sozusagen, aber solche Sachen gibt es sehr oft, glaub ich«*. Sie geht auf Abstand und begibt sich in die Rolle einer Nicht-Betroffenen – *»solche Sachen gibt es sehr oft, glaub ich«*. Doch kehrt sie wieder zurück, vielleicht unabsichtlich, versehentlich, vielleicht aber auch, um eine Wut, eine Verletzung mitzuteilen – auch wenn diese nur kurz aufblitzt:

»[I]ch hatte sogar Momente gehabt, als ich sehr jung war, ... Momente gehabt, z.B. die auch die Leute aus meine Land, [...] ... aber trotzdem sie nötigen zum Beispiel zum Sex, obwohl sie ..., ich könnte sagen, ich ruf gleich die Polizei, ne, aber, mein Gott, was ich natürlich nicht mach, aber trotzdem kommt es immer wieder vor. [aufgebracht]«

Sie klingt aufgebracht, aber ihre Wut wird eingedämmt, darf nicht Überhand gewinnen, diesmal lässt sie keine Pause und fährt fort: *»Und wenn eine Frau nicht legal ist, sowas passiert und wenn sie illegal ist, das ist noch schlimmer und ich kenne eine Freundin [...]«*. *»Solche Sachen gibt es sehr oft«, »Sowas passiert ...«* – ihre Nachschübe klingen wie eine nüchterne Feststellung, wie etwas, was man nun einmal (als Frau) hinzunehmen habe, nicht weil es in Ordnung wäre, sondern weil man keine Wahl hat. Und dann erzählt sie von einer Freundin ohne Aufenthaltsstatus, die sich einem Mann anvertraut hat, der sie eingesperrt und ihr Gewalt angetan hat. Die absolute Ohnmacht und Machtlosigkeit – *»sie weiß, wenn sie da rausgeht, sie weiß nicht, wohin dann auch und wo soll sie ... und an wen soll sie ...«* –, die Nara beschreibt, ergänzt sie jedoch erneut mit: *»[U]nd solche Geschichten gibt es so viele«*. Nara entzieht sich mit ihren Erlebnissen im Laufe unseres Gesprächs immer wieder ihrer Erzählung: *»[W]enn man hört, hier ist jemand illegal, hier ist eine illegale Frau ...«, »und ich kenne eine Freundin«* – so wechselt sie häufig in die Perspektive einer Außenstehenden, die über andere berichtet. Das wird sowohl im Wechsel der Personalpronomen hörbar als auch in der Verdeutlichung der Alltäglichkeit der Geschichten. Das eigene individuelle Erleben blitzt vielleicht zwischen den Zeilen durch, aber es soll nicht zu sehr Teil unseres Gesprächs werden. Vielleicht möchte sie sich weder mir

noch ihr selbst ausgeliefert wissen, indem sie sich in der Erzählung ermächtigt und in die Rolle einer Unbeteiligten tritt.

Sich zu schützen bedeutet, einen Balanceakt zwischen dem Bewahren von Geheimnissen und dem Mitteilen dieser, um sich seiner eigenen Existenz und seiner Daseinsberechtigung gewiss zu sein: »[M]an soll sich auch von Gesellschaft auch zurückziehen ein bisschen, weil es ist auch wieder ein Schutz gegen sich selber [...]« – die doppelte Wendung, der Schutz für sich, der gleichzeitig gegen sich selbst ausgehandelt wird, verdeutlicht die enge Verzahnung von Geheimhaltung und Verdrängung, dem bewussten Verschweigen und dem gleichzeitigen Nicht-daran-denken-Dürfen, dass es etwas zu verschweigen gibt: »Ne, okay, ich hab das ausgeblendet, dass ich illegal geworden bin, aber weil ich illegal war, ... im ersten Jahr, hab ich das ja, ...«. Und so wird das Verdrängte im Reden darüber durch die chronologische Organisation in Jahre und Zeitlichkeit erzählbar gemacht. Dadurch bleibt es ein in der Erinnerung abgekapseltes, abgeschlossenes Ereignis, welches einen klaren Rahmen, einen klaren Beginn und ein klares Ende hat.

1.3. Über Normen, Stigmata und Fähigkeiten

»Ich glaube, manche Leute, viele Leute denken, wenn sie illegal hören, ach, die sind illegal, mein Gott, die wollten selber illegal werden, so, aber es ist nicht so!«

Das Stigma der Illegalisierung, das Bild ›der Illegalen‹ lastet über ihren Sätzen.

»[A]ber warum soll jemand, dem es besser geht, freiwillig illegal werden, wenn es nicht was Schlimmes ist, was ihn sonst erwarten würde, und viele Leute verstehen das nicht oder wollen nicht verstehen und das find ich sehr schwierig.«

»[B]ei illegaler Leute ist es so, wenn jemand sagt, na ja, sie ist illegal selber geworden. Es ist nicht so! Sie haben ..., ihr Leben ist einfach zu hart.«

»Es beschränkt einfach jeden Schritt, die Illegalität, und weißt du, von meiner Sicht, niemand wünscht sich sowas! Keiner möchte so leben und sagt sich, ich werde jetzt illegal, weil das ist geil! [lacht]«

Gesellschaftsnormative Bilder über ›die Illegalen‹ entsprechen nicht ihrem Selbstverständnis, widerstreben ihr in der Zuschreibung. Es ist jedoch nicht nur ein Anreden gegen eine Norm. Es ist auch ein innerer Aushandlungsprozess, der in ihren Worten mitschwingt.

»[I]ch glaube, sie wollen das nicht, aber sie machen das nicht absichtlich, aber es kommt von sich selbst und sie ordnen dich sofort ein und stellen sie niedrig, stellen sie niedrig und reden auch so und so weiter, und deswegen, ... aber für die Menschen, die das machen, die denken nicht dran, dass das automatisch kommt vielleicht? Aber diejenigen, die das spüren, das ist schrecklich. [aufgebracht]«

Ihre Reflexion, dass diese Herabsetzung wie ein unbewusst herbeigeführter automatischer Reflex fungieren könnte, macht die zugrunde liegende normative Struktur deutlich.

»Ich sage nicht, dass es richtig ist, weil es ist ... also wenn man illegal wird, dann betrügt man eine ganze Land, sozusagen, so ne. Aber wenn man so, ... gefühlsmäßig ist es so, ... ich sage nicht,

dass es richtig ist, ... wenn man also gefühlsmäßig, man soll ein bisschen Mitleid haben, ja! Und ja, wie ist die Geschichte und wie schwer hat sie es gehabt und so weiter.«

Nara argumentiert auf zwei Ebenen – der gesellschaftsnormativen (der Betrug an einem ganzen Land) und der emotionalen Ebene (Wie ist die Geschichte?). Beide Argumentationsstränge führen zu sich widerstrebenden Positionen, die ihre eigene Haltung umkämpfen.

»Deswegen ist es, hm ..., keine Ahnung, Schutzmaßnahmen gibt es sehr wenig, find ich, okay, mein Gott, wenn sie illegal sind, wer soll sie auch schützen, aber es ist ein bisschen hart ... so traurig auch. [gesenkte Stimme]«

»[A]ber wenn man nichts tun kann selber, oder wenn man nichts tun möchte, dann sollen die Leute nicht so ...so stempeln über Illegale.«

»Deswegen bevor man, man muss ja nicht die Hand reichen, aber zumindest jemand nicht gleich so illegal stempeln, das ist, glaube ich, die größte Hilfe, das man für eine illegaler Mensch tun kann.«

Nara fordert, nicht zu stigmatisieren, zuerst den Menschen und seine persönliche Geschichte zu sehen und nicht den Status. Sie drückt Unverständnis darüber aus, dass die Not in der Ferne eher gesehen wird als die in der Nähe, *»[u]nd man spendet sowieso an irgendjemanden«*. Aber sie ist auch Betroffene und die Verletzlichkeit, die in manchen Abschnitten aufscheint, steht ihrer selbstsicheren Positionierung gegenüber, wie auch ihre klaren Forderungen Hand in Hand mit ihrer Unsicherheit gehen. Einerseits ist da der Wunsch, Verständnis zu generieren, die eigene Betroffenheit und Schutzlosigkeit zu verarbeiten, andererseits steht sie im Widerstreit mit ihrer eigenen internalisierten Kriminalisierung von Illegalisierung, *»wenn sie illegal sind, wer soll sie auch schützen«*.

Die widerstrebenden Positionen und mit sich ringenden Argumentationen müssen natürlich nicht zwangsläufig Naras innere Narrationslogik bestimmen – sie sind vielleicht vielmehr Ausdruck der nach außen ausgedrückten Legitimierungsstrategien, die zwischen gesellschaftlicher Erwünschtheit, dem Antizipieren meiner Perspektive und dem Preisgeben der eigenen Betroffenheit changieren. Das wiederkehrende Aufgreifen von Vorurteilen, von Forderungen, eingebettet in die eigenen durchlebten Erinnerungen machen jedoch eines offensichtlich: das Bedürfnis nach einer Klarstellung. Das Bedürfnis nach Positionierung. Das Bedürfnis, dem ›Betrug an einem ganzen Land‹ ein bisschen Empathie entgegenzusetzen.

Naras Bedürfnis nach einer Klarstellung verbildlicht sich auch in einem bestimmten Sprachduktus. Denn ihre Erzählungen könnten – würden einzelne Passagen herausgelöst – auch als Anleitung oder Ratgeber für Menschen in der aufenthaltsrechtlichen Illegalität gelesen werden.

»[M]an soll nicht auffallen!«

»[M]an soll sich auch von Gesellschaft auch zurückziehen ein bisschen [...].«

»Man soll nicht, auch nicht: ›Oh ich bin illegal, mir geht's so schlecht! Ich hab kein Geld!««

»[A]so eine Frau soll sich auch ..., ich sage nicht, sie soll sich ganz schick machen, aber sie soll sich auch nicht schleifen lassen, dass sie eben nicht auffällt.«

Bei genauerem Hinsehen sind es jedoch nicht nur die Tipps einer Expertin, sondern auch die Selbstbeschreibungen einer Betroffenen, so ergänzt sie häufig ihre Ratschläge:

»Aber ich hab mich nicht so schleifen lassen, ich hab immer versucht, in all den Jahren, ich hab immer versucht mitzulaufen, von außen auch und ähm. [...] ja, dass ich nicht so auffalle ...«
 »Wenn sie ganz normal aussehen würde, ich glaube, das hat mich hierher gebracht, glaub ich auch, weil ich so gedacht habe [...].«

Diese Verbindung von formulierten Anweisungen, die indirekt die eigenen Handlungen betonen, verweisen demnach auf das, was ›man‹ tun oder können muss, aber auch auf das, was sie selbst geschafft hat. Diese Betrachtungsweise verbindet das Leben in der Illegalität mit einer Fähigkeit, die entweder erlernt oder schon von vornherein angelegt sein muss.

»Wenn man nicht fähig ist, ne, das nicht zu machen, dann ist es besser, es sein zu lassen. Es gibt immer noch gute Momente, dann, mein Gott, lass dich von jemanden schwängern oder wenn das nicht ist, dann heirate jemanden, oder vielleicht sogar ist es besser, nach Hause zu gehen. Vielleicht ist dort das bessere Leben.«

Die Alltagsbewältigung in der aufenthaltsrechtlichen Illegalität als Fähigkeit zu stilisieren, macht es möglich, eben diese anderen absprechen zu können. Wer diese nicht besitzt, solle heiraten, sich ›schwängern‹ lassen oder ›nach Hause‹ gehen. Damit drückt sie auch eine indirekte Herabsetzung von ›Heirat‹ und ›Sich-schwängern-Lassen‹ aus. Dieses Verständnis könnte in ihrer eigenen Erfahrung begründet liegen. Erst durch die Schwangerschaft erhielt sie wenige Monate vor der Entbindung eine Duldung. Kurz nach der Geburt ihres Sohnes trennte sie sich jedoch vom Vater des Kindes: »[E]igentlich ich hätte durch den Vater einen Aufenthalt haben können, aber das wollte er nicht machen ...«. Der Erzeuger des Kindes bleibt in ihren Erzählungen gesichtslos und taucht nur in der pragmatischen Funktion als notwendige Instanz für eine Schwangerschaft auf. Vermutlich spielt eine nicht von ihr näher benannte Verletzung eine Rolle, denn sie betont auch an anderer Stelle: »[I]ch bin nicht der Typ, nach Hause zu gehen und mich von jemandem schwängern lassen und zu Hause sitzen [...]«. Vielleicht bedeuten Heirat und Schwangerschaft auch, Kontrolle abzugeben und sich in seiner Handlungsfähigkeit eingeschränkt zu sehen, denn das scheint ein wichtiger Aspekt für Nara im Darüber-Reden zu sein: sich handlungsfähig zu präsentieren.

»[A]ber gibt es Leute, die nicht fähig sind, illegal zu sein. Ich will nicht jemanden sagen, mein Gott, du bist nicht fähig, illegal zu sein, aber wenn man, wenn man sich selbst treu ist, ... für mich ist das sehr wichtig, wenn man sich selber treu ist, ne, und was ich am schlimmsten finde, ist, wenn jemand sich verschiedene Masken aufsetzt, ne, ich bin, ich bleibe treu, ich muss wissen, mit wem und wie ich rede, ne, aber ich bleibe immer noch wie ich bin.«

Handlungsfähigkeit bedeutet aber auch, eine ganz bestimmte Fähigkeit zu besitzen: sich selbst treu bleiben. Nicht verschiedene Masken aufsetzen. Und gleichzeitig: Man muss so tun, als ob man legal ist. Ein Widerspruch? Vielleicht spiegelt sich auch in diesen Zeilen ein Anreden gegen ein gesellschaftliches Stigma. Kann der von ihr so betitelte ›Betrug an einem ganzen Land‹ nicht auch durch die Fähigkeit, ein ehrlicher, ein aufrichtiger Mensch zu sein, relativiert werden? Muss er dadurch relativiert werden?

Dahinter steckt ein differenzierter Gedanke ihrer Formulierung ›illegal zu sein‹, denn eigentlich betont sie hier zwei Ebenen: ›Illegal sein‹ bedeutet, ein *Mensch* ohne *Aufenthaltsstatus* zu sein. Es ist der Status, der illegalisiert ist. Der Mensch ist immer noch ein aufrichtiger Mensch, der sich ›keine Masken‹ aufsetzt.

»Und hier, man muss wirklich sagen, ich kann das! Man muss wirklich sagen, ich kann das! Und es ist noch schwerer ... wenn man illegal ist, man das nicht kann, dann fehlen wirklich auch die Gründe, dann leben sie in der Gosse, dann, das ist noch schlimmer, als illegal zu sein, finde ich.«

Neben dem ›Charakter‹ geht es auch um eine Lebensweise, nämlich um ein Leben in Würde. Die Abstufung, die Nara vornimmt, auf die man herabsinken kann, die noch schlimmer ist, ›als illegal zu sein‹, beinhaltet ein Verständnis von einer Lebensbewältigung, die vor dem gesellschaftlichen Abrutschen in die Wohnungslosigkeit, in die absolute Armut, bewahrt werden muss. Auch hier mögen gesellschaftlich geächtete Bilder zum Tragen kommen, denn sie sagt damit auch: Es sind *nicht* die Menschen, die auf der Straße leben, es sind *nicht* die Menschen, die verwahrlost aussehen – *ich* bin nicht so ein Mensch.

»[U]nd natürlich ich hab auch meine Fehler, wo ich besser sein könnte, aber wie ich gesagt hab, für eine Person, die das nicht kann, ist es besser, sein zu lassen oder nach Hause zu gehen, oder weiß ich nicht. Ich kann niemanden, ich kann für niemanden entscheiden, ob er das kann. Ich denke, also für mich ist es sehr tragisch, ... ich kann niemanden weinen sehen, ich, das ist bei mir auch durch ... weil ich so bin, das ist für mich sehr schmerzhaft.«

In ihren Anweisungen schwingt gleichzeitig das Eingeständnis mit, dass sie diese natürlich nicht vorschreiben kann, aber sie tut es dennoch und sie legitimiert dies über eine im ersten Moment nicht verständliche Assoziation: »[I]ch kann niemanden weinen sehen«. Was zunächst voneinander losgelöst scheint, ist eng miteinander verwoben. Die Fähigkeit besteht womöglich darin, stark und handlungsfähig zu sein. Hilflosigkeit und Ohnmacht dürfen nicht Überhand gewinnen und vielleicht steht hinter dem ›man darf nicht‹ eigentlich das ›ich darf nicht‹. *Ich* ertrage mich nicht so hilflos, ich ertrage es nicht, handlungsunfähig, abhängig zu sein. Ich ertrage es nicht, als ›unehrlicher‹ Mensch wahrgenommen zu werden. Was sie anderen abspricht, spricht sie eigentlich sich selbst ab.

»Und wenn jemand die Stärke nicht hat, wenn jemand das nicht aushält, dann landet man wirklich in der Gosse, wenn man nicht so die Schlupflöcher findet ... als illegaler Mensch muss man immer wieder, die Schlupflöcher sind nicht groß, die sind so, so klein, sie sind ganz winzig, da muss man wirklich reinschlüpfen.«

Um dem Anspruch, ein würdevolles Leben führen zu können, gerecht zu werden, gilt es deswegen, die Schlupflöcher zu finden.

Ich: »Bist du auch stolz auf dich, dass du das so gut geschafft hast?«

Nara: »Bis vor Kurzem nicht, [...] Anfang Herbst ist ein Dalai Lama gekommen, aus meine Land, ja, und ich bin gegangen, um sein Gebet zu hören, ne, und er sieht mich an und sagt: ›Mein Gott, du hast aber ein hartes Leben gehabt!‹ Und ich hab da so geheult. Das hat mich so getroffen. [...] und ich hab dann Mitleid mit mir selber gehabt und ähm, [...] was ich stolz bin, dass ich ...

diese Geduld hatte, dass ich immer noch gewartet habe, ... diese Hoffnung, so nah, und es war so ein hartes und so schweres Leben und dass ich da nicht umgedreht bin und ich hab gesagt, mein Gott, ne, WIE hab ich's geschafft, ne, hab ich gedacht und da hab ich gewusst, es liegt nur daran, WIE hab ich's geschafft, ich weiß es nicht und deswegen war ich so stolz. Aber wie, das weiß ich nicht, aber dass ich das geschafft habe, da war ich so, nicht was ich gemacht habe, aber wie ich das geschafft habe. Da war ich so stolz!«

Ihre internalisierte Bescheidenheit (»[M]eine Eltern haben mich nicht erzogen, dass man so: ›Ah, ich bin so, ich bin so ...!‹ Das ist nicht meine Charakter.«) scheint sich in eine Selbstvergewisserung zu wenden, sagen zu dürfen, dass sie auch stolz ist, dass sie ›es‹ geschafft hat. Diese wird erst durch die Zuschreibung der Schwierigkeiten, die sie überwunden hat, losgetreten. Gleichzeitig zeigt sich auch ihr Unbehagen, zuzugeben, dass sie stolz ist. Die Suche nach einer eigenen Haltung – Wie kann ich etwas formulieren, was gesellschaftlich kriminalisiert ist? – verdeutlicht sich in dem Einziehen einer zweiten Deutungsebene: Es geht nicht um das Was, um die Illegalität, es geht nur um das Wie: »[...] nicht was ich gemacht habe, aber wie ich das geschafft habe.« Vielleicht ist es erst diese Differenzierung, die es ihr ermöglicht, sich selbst anerkennend zu begegnen. In dem Wie steckt ihre Anspruchshaltung, ein ehrlicher, bescheidener Mensch zu sein und ein würdevolles Leben zu leben.

Der innere emotionale Kampf, der sich in ihren Sätzen spiegelt, steht vielleicht auch stellvertretend für den gesellschaftlichen Kampf, den sie führt und der sich in dem Paradigma, das Leben in der Illegalität als eine Fähigkeit zu narrativieren, entfaltet: Damit kreiert sie ein gesellschaftliches Gegenbild, indem sie nur jenen die Fähigkeit der illegalisierten Lebensbewältigung zuspricht, die ehrlich, aufrichtig, würdevoll, unauffällig leben. Über die Konstruktion dieses Bildes erlangt sie Handlungsmacht und Deutungsmacht zurück. Nara erobert sich so ihr eigenes Selbstbild zurück.

1.4. Über Scham, Missverständnisse und Widerstände

Ich: »Es ist wirklich sehr interessant und spannend, was du erzählst, und schon auch erschütternd natürlich, wie schwierig es teilweise war. Hm, ja, die letzte Frage eigentlich, gibt es denn noch irgendeinen Aspekt, wo du sagen würdest, das findest du sehr wichtig, etwas, was du vielleicht noch erzählen möchtest?«

Nara: »Hm, also meine Frage ist, was wir jetzt hier geredet haben über Illegalität, ist das so wie Referat? Oder was ist eine Doktorarbeit so?«

Ich: »Ah! Also, Doktorarbeit das ist, hm, eine schriftliche Arbeit und ich habe so ungefähr drei Jahre dafür Zeit. Es ist eine schriftliche Arbeit an der Universität, die dann öffentlich wird. Genau, und mir geht es einfach ein bisschen darum, ja, wie das ist für Menschen in Deutschland, wenn sie eine Zeit lang illegal gelebt haben oder in die Illegalität rutschen, ja, was das für Probleme mit sich bringt, womit man sich dann beschäftigt, was so die Wünsche sind usw., ja das interessiert mich.«

Nara: »Ach so, ja was ich ähm, was ich vielleicht vergessen habe zu erzählen [...]«

Dieser Ausschnitt macht deutlich, durch welches Ungleichgewicht unsere Gesprächssituation von Anfang an geprägt war. Meine implizite Annahme, sie wisse den Begriff Doktorarbeit einzuordnen und was eine Publikation bedeute, zeigt meine elitäre Blind-

heit. Während Nara in einer für sie nicht eindeutigen Situation dazu aufgefordert wird, ihre Lebensgeschichte zu rekonstruieren, hat sich für sie offensichtlich nicht der Raum eröffnet, noch einmal nachfragen zu können, für was sie diese wiedergibt. Bei genauerer Betrachtung unseres Gesprächsverlaufs wird ein dialogischer Aushandlungsprozess, der zwischen Scham, Missverständnissen und Widerstand changiert, deutlich. In meinen Fragestellungen zu Beginn erkenne ich den Versuch, ihre chronologische, in Jahren organisierte Erzählstruktur aufzugreifen. Gleichzeitig lege ich das Thema fest und fixiere sie auf meinen Untersuchungsgegenstand. »Und wie war das für dich in der Zeit? Wie hast du das erlebt so ohne ...«. Ohne was? Ich pausiere hier und vervollständige den Satz nicht, möchte nicht ihre Redewendung »[...] war ich illegal« aufgreifen. Das ›Ohne‹ reicht aber schon aus, sie weiß, was ich meine. Allein das Ausdrücken eines Mangels, ›ohne‹ etwas zu sein.

Nara: »[räuspert sich] Mh, ... im ersten Jahr hab ich [...].«

Das Unbehagen, welches ich womöglich in die Frage schon hineingetragen habe, spiegelt sich in der darauffolgenden stockenden Erzählung, in der es mir schwer fällt, einen roten Faden auszumachen. Sie unterbricht sich jedoch und geht in die Küche, um den Ofen auszuschalten, und wird nicht mehr an das davor Gesagte anknüpfen. Erst als ich anklingen lasse, mit ihr mitempfinden zu können – »Ja, ich stelle mir das auch sehr anstrengend vor, [...]« –, übernimmt Nara nach und nach die Gesprächsführung. Das spätere nochmalige Aufgreifen meinerseits (»[W]ie war das dann für dich, als du eine Grenzübertrittsbescheinigung bekommen hast [...]?«, »[U]nd wie war das dann, als du die Duldung bekommen hattest?«) lässt unsere Unterhaltung erneut in einen kurzen Frage-Antwort-Dialog zerfallen und erst als der jeweilige Aufenthaltsstatus und meine Fixierung darauf nicht mehr im Vordergrund stehen, übernimmt sie wieder die Haupterzählung. Ich verknüpfe den Aufenthaltsstatus mit ihrer Biografie, anstatt umgekehrt an ihre Erlebnisse unabhängig vom Aufenthaltsstatus anzuknüpfen, und erkenne darin eine implizite Zuschreibung meinerseits, eine an normativen Denkmustern orientierte Vorgehensweise und eine Reduzierung meiner Gesprächspartnerin auf eben diese. Das entspricht jedoch gerade nicht Naras Selbsterzählung.

Ich: »Würdest du das irgendjemandem raten, diesen Weg zu gehen? Also, wenn es keine andere Möglichkeit gibt, dann auch illegal hier zu sein?«

Mit dieser Frage wird eine Zäsur in unserem Gespräch markiert. Zunächst muss ich eingestehen, dass ich mich nun doch ihrer Redewendung ›illegal sein‹ angeschlossen habe. Vielleicht aus der Gewohnheit heraus, die sich in unserem Gespräch ergeben hat, oder um eine sprachliche Nähe zu schaffen, die suggeriert, dass wir vom gleichen Sachverhalt reden und keine künstliche Distanz kreiert wird. Durch diese Redewendung trage ich jedoch auch zur Zementierung einer Norm bei, die Menschen in die ›Illegalen‹ und damit Kriminalisierten einordnet. Allerdings ist es gerade diese Frage, die Nara bei persönlichen Erfahrungen ansetzen lässt, mit denen ich nicht gerechnet habe. Sie greift auf ihre zu Anfang knapp umrissenen biografischen Stationen zurück und beschreibt, wie es zum Abbruch ihrer Ausbildung kam. Vielleicht wurde diese Erzählung ausgelöst, weil ich sie in ihrer Rolle als Expertin adressiert habe und nicht in ihrer Rolle als Betroffene: »Würdest du anderen raten ...«

Es scheint ein Bedürfnis nach Klarstellung zu geben. Ein Bedürfnis, das Gespräch über all das zu führen, aber auch ein Bedürfnis, nicht darauf reduziert zu werden, sich meiner Fixierung in der Fragestellung zu widersetzen. Nara bekämpft damit einen gesellschaftlich dominanten Diskurs, in den auch ich hineingewoben bin. Es ist ihr wichtig, ein bestimmtes Bild von sich zu zeichnen.

»[A]ber wenn man das nicht schafft, dann landet man wirklich ... [seufzt] in die Gosse. Aber wenn eine Frau in der Gosse landet, dann landet man in einer ... in einer Puff.«

»Mh, aber, was bleibt am Ende von einer Frau? Sie muss äh, äh, du bringst dich um oder am Ende, wenn du nichts mehr kannst, dann so. Wenn man wirklich nicht starken Charakter hat.«

Als ich mit Nara meine Ergebnisse aus unserem ersten Gespräch bespreche, spiegele ich ihr meinen Eindruck, sehr allein mit dem Gefühl von Stolz zu sein, da es keine gesellschaftliche Anerkennung dafür gibt.

»Ja [lacht laut] wenn ich Nobelpreis gewinnen will, hätt ich jetzt was anderes gemacht, als illegal zu werden! [lacht] Wenn ich Nobelpreis gewonnen hätte, da würde ich sehr stolz sein, da würde ich auch angeben, aber ... [lacht] ... aber das, was ich hab, ist nur für mich, denke ich.«

Mit ihrer Reaktion weist Nara mich darauf hin, ihr Leben nicht zu romantisieren, und es deutet sich erneut an, dass auch sie das Leben in der aufenthaltsrechtlichen Illegalität als kriminalisierte Praxis internalisiert hat. So reagiert sie auch entsprechend auf meine Aussage, dass ich sie in unserem ersten Gespräch häufig als Expertin wahrgenommen habe:

»Mein Gott, du beschämst mich, [lacht] dann krieg ich doch noch Nobelpreis! [...] es ist nicht, dass ich darüber groß reden muss, mein Gott, weil ich selber drinnen war, ich weiß, wie man sich da fühlt! Es ist nicht so, dass ich da Expertin bin. Aber weil ich da war, weil ich auch die Leute kenne, die dort waren und die dort noch sind, deswegen weiß ich immer noch bisschen.«

Es ist diese Ambivalenz, einerseits stolz auf die eigene Lebensbewältigung zu sein, ein implizites Wissen darüber zu besitzen, und andererseits dieses als marginal zu begreifen, als etwas eigentlich nicht Erstrebenswertes.

Ich: »Ja, ich finde es nur so traurig, dass es von der gesellschaftlichen Seite ja so schlecht gesehen wird, [...] dass es gar nicht wertgeschätzt werden kann so [...].«

Nara: »Aber das äh ... ist es nicht Schuld von der Gesellschaft? Ist es Schuld von ... uns, weil wir das als Versagen ansehen. Jeder sieht es als Versagen ...«

»Jeder sieht es als Versagen.« Auch hier macht Nara mich auf ein Missverständnis aufmerksam, indem sie mir implizit zu verstehen gibt, die Lebensrealität nicht zu verklären. Da kann ich noch so oft betonen, dass ich sie für ihre Stärke bewundere, wenn es doch in Naras Augen nichts schönzufärben gibt. Es ist ihrer Ansicht nach verklärend zu fordern, dass gesellschaftliche Anerkennung für ein Tabu gezollt werden soll.

»Nein, es geht nicht um Arbeit, es geht darum, dass ich in Gesellschaft mitlaufe. Das ist es. Ich will ... Normalität. Mein Leben war so halbwegs nie normal. Aber ich will, ich möchte nicht Jennifer Lopez oder so eine Leben haben, ich will ganz gesellschaftlich, ganz normales Leben!«

Nara möchte nicht für die Abweichung von der Norm beklatscht werden, sondern für das Mitlaufen innerhalb der Norm. Sie möchte keine Anerkennung dafür, *dass* sie ein Leben in der aufenthaltsrechtlichen Illegalität bewältigt hat, sondern dafür, *wie* sie es bewältigt hat. Nämlich, dass sie zumindest nach außen hin in ihren Augen gesellschaftlichen Maßstäben angemessenes Leben geführt hat. Sie hat nicht ihren Körper verkaufen müssen, sie hat keine Drogen konsumiert, sie hat sich nicht ›schleifen lassen‹. Aus dieser Perspektive betrachtet, kann ihre Frage in unserem ersten Gespräch nach der Doktorarbeit vielleicht auch als eine Frage nach deren Reichweite gelesen werden. Denn sie nimmt meine Antwort dezidiert als Anlass, um noch einmal auszuholen: »Was ich vielleicht vergessen haben zu erzählen ...«. Sie betont die massiven Vorurteile, denen sich Menschen ohne Aufenthaltsstatus ausgesetzt sehen. Dabei knüpft sie an ihre eigenen Erfahrungen an, an ihren eigenen Kampf und so endet unser Gespräch mit ihrem Appell:

»[M]an muss ja nicht die Hand reichen, aber zumindest jemand nicht gleich so illegal stempeln, das ist, glaube ich, die größte Hilfe, das man für eine illegaler Mensch tun kann.«

Vielleicht war ihr das Bewusstwerden, eine Doktorarbeit als Sprachrohr nutzen zu können, auch eine Stütze, am Ende noch einmal ihr Anliegen darlegen zu dürfen – ohne meinen lenkenden Eingriff. Mit ihrem Plädoyer gegen die Herabsetzung und gegen das Unverständnis möchte sie die Deutungshoheit über ihre eigenen Erlebnisse zurückgewinnen, über ihr eigenes Selbstverständnis und über die Interviewführung.

Am Ende fragt sie mich erneut, wie ich unser erstes Gespräch empfunden habe. Ich sage ihr nochmals, wie hilfreich und bereichernd es für mich ist. Ich erkenne darin, wie wichtig es für sie ist, zu hören, dass ihre Erzählungen von Wert, von Relevanz sind. (Auszug aus dem Stimmungsprotokoll, Gespräch II)

Ich: »Mh, würdest du sagen, dass das so die zentralen Punkte sind? Findest du dich da wieder, in dem, was ich jetzt so genannt habe?«

Nara: »Ja, ja, das waren genau die! [lacht] Ich hab mich nicht geändert! Mein Gott, die erste, wo du gesagt hast: ›Es gibt Geheimnisse, die ich sogar vor mir geheim halte!‹ So, das ist genau ich! [lacht]«

Und da ist eine Erleichterung in ihrer Stimme, als sie sagt, Ja, das bin ich! Das ist die Nara von vor vier Jahren und von heute! So sehr hab ich mich gar nicht geändert! Ich bin immer noch ich! Sie lacht. (Auszug aus dem Stimmungsprotokoll, Gespräch II)

Diese Nachricht wurde gelöscht²

»Mehr haben Sie nicht?«, fragt meine Kollegin.

»Nein.«

»Und Sie sind seit 15 Jahren in Europa?«

»Ja.«

»Und Sie wurden nicht abgeschoben?«

»Nein. Sie können nicht. Ich habe keinen Pass.«

»Aber Sie können ja einen beantragen.«

Schweigen.

»Sie müssen doch irgendwoher kommen!«

Schweigen.

»Wo sind Sie denn geboren?«

»Im Lager.«

»Und wo ist das Lager?«

»Algerien.«

»Dann können Sie doch zurück nach Algerien!«

»Nein. Algerien nimmt mich nicht.«

»Aber Sie sagten doch gerade, dass Sie aus Algerien kommen!«

»Nein, ich bin in einem Flüchtlingslager geboren.«

19.02.2018

- Guten Morgen, ich habe einen Anwalt in der Nähe Ihres Wohnortes gefunden, der sich Ihren Fall anschauen würde. Bitte geben Sie mir Bescheid, an welchen Tagen Sie zu einem Gespräch fahren könnten, dann vereinbare ich einen Termin. Herzliche Grüße, Helena Grebner

- Hallo. Danke. Gibt es diese Woche einen freien Termin?

26.02.2018

Hallo Frau Grebner, vielen Dank für Ihre Unterstützung. Ich habe den Termin wahrgenommen und alles weitere läuft jetzt. Mfg. Nour

Telefonat mit der Anwaltskanzlei am 01.03.2018

»Ja, hallo Frau Grebner. Herr Nour war bei mir. Ich werde ihn vertreten, aber ich kann Ihnen überhaupt nichts versprechen. Ich muss Ihnen ganz ehrlich sagen, ich habe noch nie einen Menschen erlebt, der so wenige Papiere bei sich hat. Also diese paar Dokumente, also das ist schon ... Das ist ein schwieriger Fall. Ich werde es probieren. Aber so wenige Dokumente bei so einer Biografie. Sowas habe ich noch nicht erlebt.«

03.03.2018

Hallo, ich habe einen Brief erhalten vom Anwalt. Die vertreten jetzt meinen Fall. Mfg.

2 Literarische Textsegmente dieser Art finden sich nicht in der Gliederung wieder, weil sie bewusst als ›freischwebende‹ rein evokative Zwischenepisoden fungieren (vgl. Kapitel III. 4.2).

23.05.2018

- Hallo Frau Grebner, ich wollte Ihnen sagen, dass der Anwalt bis jetzt noch nicht bei mir gemeldet hat. Vielen Dank für Ihre Bemühungen :-) [Foto: Blumenstrauß]

- Hallo Herr Nour, vielen Dank für die schönen Blumen. Ich melde mich bei Ihnen, sobald ich was erfahre. Viele Grüße!

- Vielen Dank.

30.05.2018

Diese Nachricht wurde gelöscht.

01.06.2018

- [Foto: Blumenstrauß] Hallo, hier ist Nour. Konnten Sie etwas beim Anwalt erfahren?Freundliche Grüße.

- Hallo, leider konnte ich bisher niemanden erreichen. Ich glaube, die Kanzlei war geschlossen. Ich versuche es nächste Woche wieder und melde mich dann gleich. Ein schönes Wochenende!

- Vielen Dank :-)

06.06.2018

Hallo Helena Grebner! Wie geht es dir? Ich wünsche dir einen schönen Tag!

07.06.2018

- Guten Morgen Nour. Mir geht es gut, wie geht es Ihnen? Ich habe gerade mit dem Anwalt gesprochen. Es gibt leider noch keine Neuigkeiten. Er wird sich bei Ihnen melden, sobald er neue Informationen hat. Es tut mir leid, dass das so lange dauert ... Ich wünsche Ihnen weiterhin alles Gute!

- Vielen Dank! :-)

13.08.2018

Verpasster Sprachanruf

29.12.2018

- [Video: Happy New Year] Ich wünsche dir ein glückliches Jahr! :-)

- Das ist ein sehr lustiges Video! Dir ebenfalls ein glückliches Jahr! Hat sich der Anwalt nochmal gemeldet?

30.12.2018

- [Foto: Screenshot] Sehr geehrter Herr Nour, leider beantwortet die Regierung unser Schreiben nicht. Ich habe daher nochmal dazu aufgefordert. Mit freundlichen Grüßen, [Rechtsanwalt]

- Ich hoffe sehr, es kommt bald eine Antwort!

- Vielen Dank

31.12.2018

[Video: Happy New Year]

23.04.2019

- Guten Morgen. Haben Sie mittlerweile eine Antwort vom Anwalt erhalten? Viele Grüße.
- Nein noch nicht. Guten morgen
- Das tut mir sehr leid, dass sich das so lange hinzieht. Falls Du möchtest, würde ich nach wie vor sehr gerne ein Interview mit Dir machen. Ich finde es wichtig, dass solche Lebensgeschichten erzählt und gehört werden. Natürlich nenne ich keine Namen, alles bleibt anonym und du entscheidest selbst, was du erzählen möchtest und was nicht. Ich kann dir leider nicht versprechen, dass dir dadurch weiter geholfen wird. Deswegen verstehe ich, wenn du das nicht möchtest. Überlege es dir einfach, ich würde mich freuen. Ich wünsche noch einen schönen Tag und hoffe, dass bald eine Antwort kommt.
- Vielen Dank für Ihr Interesse und ich werde Ihnen bald antworten.
- Kein Problem. Fühlen Sie sich nicht gezwungen :-)
- Vielen Dank.

09.12.2019

[Foto: Brief aus der Kanzlei] Guten Abend Helena! Was ist das?

10.12.2019

- Das ist ein Brief vom Anwalt. Er hat keine Antwort von der Ausländerbehörde erhalten. Die einzige Möglichkeit wäre, die Ausländerbehörde zu verklagen wegen Untätigkeit. Er sieht darin leider keine Erfolgsaussichten und rät davon ab, weitere Schritte einzuleiten. Er wird die Akte schließen. Es tut mir leid.
- Vielen Dank. [Emoticon: Händedruck]

24.12.2019

Diese Nachricht wurde gelöscht.